

Eine Retrospektive mit gebührendem Abstand

Vor Beginn des Auslandjahres - trotz der Unterstützung durch Mundus - war ich mir nicht sicher, welche Einsatzstelle für mich die richtige sein würde. Alle zur Auswahl stehenden Einsatzstellen besaßen Eigenschaften, die interessant waren und es Wert waren, unterstützt zu werden. Für Südafrika sprach beispielsweise, dass mit der Amtssprache Englisch die Hoffnung geweckt wurde, dass ich mich dort gut verständigen können würde. Als dann noch klar wurde, dass die Stelle nur einen männlichen Bewerber zuließ, war ich überzeugt, mein Jahr im Oratorium des St. Luigi in Oudtshoorn verbringen zu wollen.

Die Vorbereitungen konnten ohne größere Schwierigkeiten abgeschlossen werden. Das Visum war ohne langes Warten erteilt (ich musste allerdings persönlich in Berlin erscheinen) und auch der Koffer war schnell gepackt. Dabei war es hilfreich zu wissen, dass, was auch immer ich vergessen würde, vor Ort erhältlich sei.

Doch schon beim Hinflug mischten sich in die freudige Erwartung Zweifel, ob es richtig war, eine Stelle zu wählen, an welcher ich der einzige Mundus-Freiwillige sein würde. Umso glücklicher war ich, als sich herausstellte, dass ich gemeinsam mit drei anderen Deutschen und einem Belgier arbeiten sollte.

Ich war natürlich bemüht, einen guten Eindruck bei den Menschen vor Ort zu machen. Dies wurde mir sehr einfach gemacht, besonders dadurch, dass man mir gerade in den ersten Wochen viel Aufmerksamkeit schenkte und alle sehr bemüht waren, mir das Ankommen möglichst einfach zu gestalten.

Nichtsdestotrotz begann irgendwann der Alltag. Man war nicht mehr der Neue und die gestellten Erwartungen, besonders mit Bezug auf Selbstständigkeit und Engagement, stiegen. Ich realisierte, dass ich mich zu sehr auf der anfänglichen Sonderbehandlung ausgeruht hatte und viel zu viel Zeit benötigte, mich von einem Gast hin zu einem Mitarbeiter zu entwickeln. Die Möglichkeit, Eigeninitiative zu zeigen, Konzepte zu kritisieren oder eigene Vorschläge einzubringen, kam mir anmaßend vor. In dieser (kurzen) Phase drohten die Tage eintönig zu werden. Dass es so weit kam, lag natürlich an meiner zuvor beschriebenen Einstellung. Es brauchte aber diese Zeit, um mich in gestellte Aufgaben einzubringen und ich mir zutraute, Dinge selbst erledigen zu können.

Es ist für mich selbst gerade etwas seltsam, von dieser Zeit zu berichten, denn man könnte leicht den Eindruck gewinnen, dass ich in dieser Phase hauptsächlich negative Erfahrungen machen musste. Doch wenn ich heute zurückblicke, kommt mir dieser Abschnitt meines Aufenthaltes unbedeutend kurz vor. Aber diese Zeit war wichtig, mich selbst und mein Tun zu ändern. Je mehr ich mich als Teil der Gemeinschaft sah, desto mehr entwickelte ich auch ein offenes Auge dafür, was getan werden konnte oder musste. Ich gelangte an den Punkt, an dem ich nicht mehr das Gefühl hatte, nach Erlaubnis für Aufgaben fragen zu müssen. Ich wurde mehr und mehr gleichwertiges Mitglied der Gemeinschaft und des Ortes, der auch ein Zuhause (auf Zeit) geworden war.

Neben meiner persönlichen Entwicklung und der dazugehörigen Auswirkung auf meinen Arbeitsalltag, fällt mir heute rückblickend besonders auf, wie viel persönliche Beziehungen meinen Aufenthalt in Südafrika bereicherten. Dazu gehörten nicht nur die anderen Freiwilligen, sondern auch die anderen Mitarbeiter, Brüder und Priester. Ich wurde zum Essen eingeladen und wir gestalteten die Abende oder die Wochenenden gemeinsam. Die Gespräche, die man führte wurden persönlicher und man lernte mehr und mehr die unterschiedlichen Charaktere und Lebensgeschichten kennen, die die Menschen in Südafrika zu bieten haben.

Insbesondere in den Seminaren kam oft das Thema auf, ob und in wie fern ein Freiwilligendienst noch gerechtfertigt sei. Ob man nun mit seinem Aufenthalt Vorurteile auf beiden Seiten bestärkt, oder man möglicherweise letzten Endes nur eine finanzielle Last darstellt.

Es fällt mir immer noch schwer zu urteilen, ob und wie viel ich nun schlussendlich bewirken konnte. Wichtig ist mir nur die Gewissheit, dass ich Teil von etwas Besonderem war. Nicht nur ein Besucher auf Zeit, sondern Mitglied einer Gemeinschaft, die sich viel Unbill zum Trotz, - sei es nun die kriminelle Umwelt oder finanzielle Engpässe -, einer Aufgabe verschrieb, denen sich zu wenige in der Umgebung angenommen hatten. Nämlich jungen Menschen eine Perspektive aufzuzeigen, wie ein Leben gestaltet werden kann. Eine Alternative zu sein für jene, denen im Alltag zu viel Gewalt oder Drogenmissbrauch zuteilwird. Eine Familie zu sein, für jene, die eine solche Gemeinschaft versagt geblieben war. Ich vermag schlecht einzuschätzen, ob viele von unseren Besuchern uns in der Art wertschätzten, wie es sich das Oratorium verdient hätte. Genau so wenig kann ich beurteilen, ob sich das Leben einiger durch unsere Arbeit zum Guten wenden wird.

Möglicherweise ist es eine solche Ungewissheit, die Menschen dazu bringt, aufzugeben oder zu zweifeln. Auch ich war ein ums andere Mal frustriert zu sehen, wenn die Kinder, Jugendlichen oder Erwachsenen, denen wir halfen, nichts zu lernen schienen oder dem Vorbild der Priester nichts abgewinnen konnten. Doch dann waren gerade die Kleinigkeiten, die mich immer neu motivierten. Ein Kind, das sich über Zuwendung freut, sich das erste Mal für ein kleines Geschenk bedankt, sich nach einem Streit entschuldigt oder es endlich schafft, sich nach dem Toilettengang, ohne Aufforderung (!), die Hände zu waschen.

Eine solche Arbeit ist nie ganz fertig, sie ist mit viel Enttäuschung verbunden und kann nicht immer Freude bereiten. Doch es bleibt, dass der stete Tropfen den Stein höhlt. Das Durchhaltevermögen und die Leidenschaft, welche die Mitglieder des Oratoriums in das Township mitbrachten und bis heute am Leben halten, sind die Grundsteine für Veränderung und Verbesserung. Daher hoffe und wünsche ich, dass das Oratorium noch lange bestehen bleibt und das jedes Jahr Freiwillige erfahren dürfen, was diese Zeit so besonders für mich machte.

Bei meiner Abreise wurde mir ein Sprichwort mit auf den Weg gegeben:

„Die Lewe gaan nie daaroor nie om reg te wees nie, maar om lief te wees“.

Frei übersetzt:

„Das Leben wird nicht gelebt, damit am Ende alles perfekt ist, sondern es wird gelebt, um geliebt zu werden.“

Ich finde, dass es meine Erfahrungen nochmal schön zusammenfasst und gut aufzeigt, warum es dazu gehört, nicht nur positive Erlebnisse zu sammeln, sondern im Laufe eines solchen Jahres auch frustriert zu sein oder ein wenig zu zweifeln. Es zählt nur, dass man am Ende sagen kann, dass man das geliebt hat, was man getan hat.

Ich bin froh, dass ich das sagen kann.

Sebastian Sage